



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.

Vor zweieinhalb Jahren, nach Gründung der Gesellschaft, sprach ihr Begründer und erster Vorsitzender, Universitätsprofessor Dr. Gustav Kossinna, vor der kleinen aber auserlesenen Schar der Teilnehmer an der ersten Versammlung die mutigen Worte: „Setzen wir die Vorgeschichte in den Sattel! Reiten wird sie schon können!“ Und die Hoffnung hat den kühnen Vorkämpfer nicht zuschanden werden lassen. Die Gesellschaft zählt jetzt gegen vierhundert Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands, aus Österreich-Ungarn, der Schweiz, Dänemark, Schweden, Belgien und Frankreich, und hat in ihrem Organ, der Zeitschrift *Mannus*, deren dritter Jahrgang vor kurzem begonnen ist, eine Sammelstelle für die Arbeiten aller Vorgeschichtsforscher geschaffen.

Schon längst hat die wissenschaftliche Vorgeschichtsforschung aus den Banden der sie umklammernden Naturwissenschaft auf der einen Seite, der Geschichtswissenschaft auf der anderen herausgestrebt. Aber es hat lange und erbitterte Kämpfe gekostet, bis die Gründung vollzogen werden konnte. Das Interesse war wohl da, wie sich aus der Mitgliederliste entnehmen läßt, auch bei einer großen Anzahl von Laien; aber es fehlte die geeignete Persönlichkeit und andere Vereinigungen standen dem Plane direkt feindlich gegenüber. Auf friedlichem Wege schien die Sache lange Zeit nicht zu machen zu sein; so mußte denn erst eine kampfbereite Schar gewonnen werden; die fand sich in den Schülern des ersten Inhabers eines deutschen Lehrstuhles der Vorgeschichte, Prof. Dr. Kossinna in Berlin. Ihm und seinem wissenschaftlich und agitatorisch gleich beanlagten Schüler Dr. Hans Hahn in Hannover ist die Gründung der Gesellschaft dann endlich im Januar 1909 gelungen. Wie notwendig

die Bildung einer eigenen Organisation war, ist jetzt trotz mancher Anfeindungen allgemein anerkannt. Wenn die prähistorische Wissenschaft selbständig werden sollte, mußte sie auch eine selbständige Zeitschrift besitzen, schon aus praktischen Gründen, damit die Arbeiten nicht in allen möglichen Zeitschriften, die teils anderen Interessen dienten, Unterschluß zu suchen brauchten. Es soll also vor allem eine Vereinigung gebildet werden, um die sich die schon bestehenden örtlichen Vereine, Institute usw. unbeschadet ihrer besonderen Bestrebungen scharen können. „Die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte will die Ergebnisse der Einzelarbeit auf allen wissenschaftlichen Gebieten, soweit sie der Förderung der europäisch-vorderasiatischen Vorgeschichtswissenschaft dienen, zusammenfassen.“ Mit der Gründung der Gesellschaft ist nur der erste, äußerlich wohl wichtigste Schritt getan. Der innere Ausbau, die Heranziehung aller geeigneten Kräfte erfordert aber noch beständig eine Niesenarbeit und eine oft peinliche Abwehr dilettantischer Mitarbeiterschaft. Denn die ganze Vorgeschichtsforschung ist ja, wie das auch bei der Volkstunde der Fall war, jahrhundertlang von begeisterten Laien betrieben worden, die nur zu leicht geneigt waren, aus geringem örtlichen Material die weitgehendsten Schlüsse zu ziehen. So sehr erwünscht die Mitarbeit jedes „findigen“ Laien ist und so wenig eine Wissenschaft ihrer entraten kann, für die jeder Bodensfund bedeutsam ist, so unerwünscht ist die laienhafte Mitarbeit bei der Deutung der Funde. Das ist ja ein Hauptgrund, weswegen die Vorgeschichtsforschung solange um ihre Anerkennung als Wissenschaft hat kämpfen müssen. Oft haben sich allerdings die offiziellen Vertreter der Wissenschaft ebenso als Laien gezeigt wie die ohne wissenschaftliches Rüstzeug, aber mit glücklichem Spaten ausgestatteten Graber. Alles, was irgendwie zur Aufhellung der

Anfänge europäischer Kultur führen kann, möge gesammelt und nach der Fundstelle mit peinlichster Genauigkeit beschrieben werden; die Ausdeutung der Funde aber muß denen überlassen werden, die das ganze Material in großem Zusammenhang überschauen können. Kossinna hält da ein strenges Regiment; es ist sehr spähhaft zu sehen, wie er seine Mitarbeiter, wenn sie nicht bei der Stange bleiben, gelegentlich beim Ohrchen nimmt und auf den rechten Weg zu bringen sucht. Das mag für manchen Forscher, der auf anderen Gebieten seine volle Selbständigkeit schon bewiesen hat, recht hart sein, aber bei einer jungen, von Feinden umlauerten Wissenschaft ist Selbstsucht die beste Waffe.

Die bisherigen Ergebnisse der prähistorischen Forschung haben die ältere Auffassung von dem Sitze und den Wanderungen der Indogermanen ja geradezu auf den Kopf gestellt. Noch heute lernt die Jugend auf den Schulen, daß die Griechen und wohl auch die Germanen von Asien hereingewandert seien, obwohl heute kein Vorgesichtler mehr daran zweifelt, daß Nordwesteuropa der Ausgangspunkt der Nordindogermanen gewesen ist und daß die Germanen als die Vertreter des ältesten und edelsten Indogermanentypus zu gelten haben. Wieviel begeisternder ist diese Geschichtsauffassung für unsere Jugend als die ewig wiederholte Schilderung der barbarischen Germanen und die Vergötterung der Griechen, deren edelste Vertreter doch sichtlich den gleichen Nordindogermanentypus tragen wie die Germanen! Die Gesellschaft für Vorgeschichte wird sicher das Ihrige dazu beitragen, die Auffassung von einer frühen Einflußrichtung: Nordwest-Südost zu befestigen und in Umlauf zu bringen, damit dem Volke und der Jugend diese Wahrheit nicht länger vorenthalten bleibt. Wenn auch die Forschung sich nicht von nationalen Interessen leiten lassen darf — Kossinna verlegt ja übrigens den Ausgangspunkt der Indogermanen nach Nordfrankreich —, so haben wir doch allen Grund, das Volksbewußtsein nach den Ergebnissen, die für die Germanen günstig gewesen sind, durch Verbreitung dieser Ergebnisse zu erfreuen und zu kräftigen; und deshalb gebührt der Gesellschaft für Vorgeschichte das Interesse der weitesten Kreise. Fritz Tychow-Einbeck

Tagesfragen

Biologie und Politik. In den „Grenzboten“ (70. Jahrgang, Nr. 17) nennt Prof. Dr. Holle die Politik eine Kunst von dem Notwendigen das Mögliche zu verwirklichen. Wenn diese Bestimmung richtig ist, so findet das Mögliche in den gegebenen Tatsachen seine Begrenzung, während das Notwendige aus dem Reich des Ideals stammt, denn Notwendigkeit kann in diesem Zusammenhang nichts anderes bedeuten als eine Forderung, und wir müßten keine Menschen sein, wenn wir sie nicht mit einem idealen Inhalt erfüllen wollten. Mit Recht bemerkt Holle, daß bei den so mannigfachen verschlungenen Zusammenhängen unseres Kulturlebens die Entscheidung über die Möglichkeiten und den besseren Weg zu ihrer Verwirklichung nach bester Überzeugung der einzelnen verschieden ausfallen muß, und wir müssen hinzufügen, daß auch die erkannte Notwendigkeit als ideale Forderung nicht für jedermann die gleiche ist. Wird die Bestimmung der Politik als angewandte Biologie angenommen, wie Holle es tut, so ist jene Notwendigkeit in der Erhaltung des Lebens gegeben, denn die Biologie kennt nichts anderes als die Tatsache des Lebens und verzichtet als Naturwissenschaft auf jedwede Wertsetzung, und einer Politik, die nichts anderes sein will als angewandte Biologie, kann nur das, was der Erhaltung des Lebens dient, als Wert gelten.

Ist die Erhaltung des Lebens wirklich das Endziel aller Politik? Gleicht die Politik nicht vielmehr einem Baume, der aus dem Boden des Naturgeschehens die Kraft saugt, um in seiner Krone die ganze Fülle der Kulturgüter zur harmonischen Entfaltung zu bringen? Natur und Kultur ist zweierlei. Die Kultur schafft der Mensch, indem er Werte setzt, und weil er wertet, läßt er sich in das Naturgeschehen nicht reiflos einordnen. Der Mensch als Naturwesen und der Mensch als Schöpfer und Träger der Kultur — das sind die Enden eines Bogens, die die Politik zusammenhalten muß, damit der Pfeil menschlichen Strebens gen Himmel steige.

Eine Politik, der die Biologie die Richtung gibt, betrachtet den Menschen allzu einseitig als Naturwesen. Wenn sie behauptet, daß

über dem Abstraktum „Kultur“ ihr konkreter Träger, der Mensch, vergessen werde, so rückt für sie über dem greifbar Körperlichen das Angreifbare und Unwägbare der Geisteswelt allzusehr in den Hintergrund. Wer wollte die ungeheure Bedeutung der Erkenntnisse der biologischen Wissenschaften für den praktischen Politiker leugnen, wer die ideale Forderung, daß den mit den wertvolleren Rasseigenschaften ausgestatteten Individuen die Möglichkeit der Erhaltung und vor allem der Fortpflanzung gesichert werden müsse, nicht anerkennen? Holle hat es aber vermieden, die Anwendung der biologischen Betrachtung auf den praktischen Einzelfall zu machen — wenn er dies getan hätte, so hätte er gesehen, daß die Fülle der Erscheinungen des menschlichen Lebens sich unter dem Gesichtswinkel der Biologie nicht erfassen, geschweige denn sich von ihr die Bahnen vorschreiben lassen kann. Entscheidet im Naturleben immer nur das Wohl der Art und hat das Individuum nur Wert als Träger oder mindestens Förderer artgemäßer Vererbungstendenzen, so können wir — im Gegensatz zu Holle — daraus nur den Schluß ziehen, daß die Natur nimmermehr alleinige Lehrmeisterin der Menschheit sein kann, denn der Mensch ist, wie kein anderes Geschöpf der Natur, auch Persönlichkeit und als solche Selbstzweck. Im Hinblick hierauf erscheint die Bestimmung der Politik als angewandte Biologie zu eng, und besser dünkt es uns, sie als angewandte Soziologie zu kennzeichnen, sofern die Soziologie den Menschen als ein wertsetzendes, psychophysisches Wesen erkennt, dessen Geistesleben zwar an das materielle Sein gebunden, aber nach ihm eigentümlichen Gesetzen wirkt. An der Macht des Geistigen, das seine eigenen Wege geht, findet die praktische Durchführung biologischer Erkenntnisse oft genug ihre Schranken. So geht es auch der „guten Heiratspolitik“, der Holle das Wort redet. Der Mensch ist nun mal kein Zuchtvieh und die Ehe nicht nur Paarung. Wer den Schlußteil des Holleschen Aufsatzes liest, wird die Wahrheit erkennen, daß die Konsequenzen eines Standpunktes seine Schwäche offenbaren.

Wie die Welt mehr ist als die Summe der materiellen Vorgänge, so ist die Frau mehr als ein natürlicher Brutapparat, sie ist

ein Mensch und gleich dem Manne der Schnittpunkt tausendfacher sozialer Beziehungen. Das schwierige soziale Problem, das durch das Schlagwort „Frauenbewegung“ mehr verdeckt als gekennzeichnet wird, kann hier nicht aufgerollt werden; aber um der Gefahr zu begegnen, mit der ein einseitiges oder mißverständliches Urteil eine ernste Sache zu bedrohen vermag, muß gegen einige Ausführungen Holles, wenn auch nur in aller Kürze, Einspruch erhoben werden. Da heißt es zunächst, daß die „Frauenbewegung“ die negative Auslese der Tüchtigen fördert, indem sie die erwerbstätigen Frauen von der Fortpflanzung fernhält. Auf welche Erfahrungen gründet sich diese Behauptung? Überblickt man das Heer der Fabrikarbeiterinnen, Konfektionseusen, Buchhalterinnen, Stenographistinnen, Bibliothekarinnen usw., so wird sich die Zahl derjenigen, welche lediglich aus Begeisterung für ihre Berufstätigkeit den Verzicht auf Liebe oder Ehe auf sich nehmen, als verschwindend gering erweisen. Die Gefahr wittert man denn wohl auch mehr bei den sogenannten „Intellektuellen“. Ob wirklich mit Recht? Wer die Augen offen hält, wird mehr sehen, als die beste Statistik der Welt ihm beweisen kann. Tatsache ist, daß Tausende von Frauen trotz — um mit Krenssen zu sprechen — der „heißen Not“ dank einer geeigneten Berufswahl ihr inneres Gleichgewicht bewahren konnten. Wenn aber geistige Betätigung nicht etwa die durchaus erwünschte Beherrschung, sondern, wie vielfach behauptet wird, mit physiologischer Notwendigkeit eine Verkümmern der „Instinkte“ nach sich zöge, so müßten ja die zahllosen geistig arbeitenden Männer gegen weibliche Reize längst völlig immun sein. Gewiß ist es wünschenswert, die wirtschaftlichen Verhältnisse so zu gestalten, daß die Männer möglichst vielen Frauen die Last des Berufs von den Schultern nehmen könnten, aber dieses Ziel schwebt in nebelhafter Ferne, und das lebendige Individuum fordert sein Recht. Es ist sicher falsche Politik, aus Begeisterung für die Zukunft des Menschengeschlechts der lebendigen Gegenwart ihr Daseinsrecht wenn nicht zu rauben, so doch zu verkümmern, indem man die Frau, welche aus Not in den Kampf ums Brot gedrängt wird, durch

Drücken der Löhne und unwürdige Behandlung entwert. Feindseligkeit gegen die erwerbende Frau ist erfahrungsgemäß die Folge jener idealen Gesinnung, die das Weib retten will und die Weiber vernichtet. Und wenn die doch unleugbar mit einem Menschenhirn begabte Frau nach Arbeit ringt, wo ihr die ganze Fülle der Lebenserscheinungen in den Ereignissen des Tages, in der Natur, in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Religion entgegentritt, wenn sie, ein unleugbar auf Reaktion eingerichtetes Wesen, unter heißem Mühen schafft, ist es da weise Politik, von einem „Sichauslebenwollen“ der Frau zu reden, das zum Glück darin ein biologisches Korrektiv hat, daß die Trägerinnen solcher Massenanlagen von der Fortpflanzung ausgeschlossen bleiben und der „weiblichen“ Frau, die nur Gebärende sein will, das Feld räumen? Bedarf es wirklich einer „geistigen Unterwerfung unter die Frauenherrschaft“, um den großen Kulturwert des geistig voll entfalteten weiblichen Menschen zu erkennen? Was heißt überhaupt „Frauenherrschaft“, und welches Volk ging an ihr zugrunde? Wo Weiber zugrunde richten, da tun sie es als „weibliche“ Weiber.

Dr. M. Kelchner-Berlin

Zu den vorstehenden Ausführungen sei mir kurz die Bemerkung gestattet, daß es allerdings schwer ist, von der bisher üblichen, die „Kultur“ allein als Ziel setzenden Auffassung der Geschichte und Politik zur biologischen Auffassung umzudenken. Gerade die neueren Forschungen haben immer mehr hohe alte Kulturen kennen gelehrt, die zugrunde gegangen sind, ohne daß spätere auf ihnen fortgebaut hätten. Die Kulturarbeit hat vielmehr, abgesehen von einzelnen geretteten Überlieferungen, im wesentlichen wieder von vorn anfangen müssen, weil die jene alten Kulturen tragenden Massenkraft mit zugrunde gegangen sind. Kelchner fragt: „Ist die Erhaltung des Lebens wirklich das Endziel aller Politik?“ Daß es nicht die Erhaltung des Einzelnebens ist, habe ich wohl deutlich genug ausgesprochen; aber die Erhaltung der Art, das heißt für unsere deutsche Politik die Erhaltung unseres Volkstums in seiner arischen Grundzusammensetzung ohne

schädliche oder minderwertige Beimischungen und Sichdurchsetzen gegenüber anderen Völkern und Rassen in der Tat! Es handelt sich für uns darum, wollen wir weiter unsere rassistisch besten Volksbestandteile rücksichtslos dem Ideal der „Kultur“ opfern, um diese hinterher minderwertigen Rassen zu überlassen und in deren Hand selber zugrunde gehen lassen? Oder wollen wir versuchen, uns zu behaupten, bis die Arierdämmerung unaufhaltsam hereinbricht?

Nur wenn wir die Warnungen der Biologie beachten, werden wir uns noch halten können, und zwar nur unter Mithilfe der Frau, durchaus nicht als eines „Brutapparates“, sondern als einer bewußten, gleichwertigen Mitarbeiterin des Mannes für die Zukunft unseres Volkstums, wenn sie wieder inne geworden ist, wie Max v. Gruber sagt, „daß sie, scheinbar machtlos und einflußlos, wie sie ist, doch den stärksten Einfluß übt; daß die Mutter ihren Söhnen eine stärkere Behr, ein höheres Gut und eine sicherere Anweisung auf Glück ins Leben mitzugeben vermag, als alle Männer und Männerkünste zusammengenommen“. Denn nicht was der einzelne für sich erreicht und schafft, das wertet für die Geschichte, sondern was er der Erhaltung und Behauptung seines Volkes leistet. Die Persönlichkeit als „Selbstzweck“, wie Kelchner will, wäre das Ende unseres Volkes. — Wenn er übrigens sagt, daß die Zahl derjenigen Frauen, „welche lediglich aus Begeisterung für ihre Berufstätigkeit den Verzicht auf Liebe und Ehe auf sich nehmen, verschwindend gering“ ist, so spricht er damit ja gerade meine Meinung aus und bestätigt damit meine Behauptung, daß die Frauenbewegung die negative Auslese der Tüchtigen fördert, indem sie diese von der Fortpflanzung fernhält. Das zeigen die nüchternen Zahlen der Statistik, nach der bei weiblichen Angestellten im Bureau, Kontor oder Laden, also den Tüchtigeren ihres Standes, sechs bis sieben Wochenbetten auf 1000 Gebärfähige kommen gegen 43 im Mittel. Bei höheren Berufen, die den Frauen zugänglich gemacht werden, bedarf es wohl keiner Statistik.

Dr. H. G. Holle-Bremerhaven